

Aus der Breslauer Festungszeit und Polenzeit

Wenn ich der Aufforderung nachkomme, an meinem Teil einen Bericht zu geben, wie sich die evangelische Kirche in dieser Notzeit gestaltet und bewährt hat, so bin ich mir der Schwere dieser Aufgabe wohl bewußt. In den trefflichen Einzelberichten des vorigen Jahrbuches handelt es sich um geschlossene Gemeinden, in denen selbstverständlich der jeweilige Ortspfarrer — einmal auch die tapfere Pfarrfrau — im Mittelpunkt stehen. Sie haben gemeinsam mit der Gemeinde den Einfall der Russen und die folgende Polenzeit mit allen schweren Ereignissen tragen müssen.

In Breslau war die Situation eine andere. Wir mit dem stellvertretenden Wehrmachtsdekan verbliebenen Pfarrer haben jeder in seiner Weise das gleiche Los tragen müssen. Es dürfen die dagebliebenen Diakone und Diakonissen von Bethanien und Lehmgruben und die 2 Vikarinnen nebst andern Mithelfern im kirchlichen Dienst nicht vergessen werden, auch nicht unsere 4 Pfarrfrauen, die tapfer durchgehalten haben. In schlichter Weise will ich erzählen, wie ich mit den 10 Amtsbrüdern — als Ältester im 71. Lebensjahr stehend — diese Zeit erlebt habe. Ich kann es nur mit Dank gegen Gott tun, der mir das Vertrauen und die Kraft auch in diesem Alter dazu gab; der Theologieprofessor Gregory in Leipzig war mir Vorbild, der im 1. Weltkrieg im gleichen Alter noch freiwillig Soldat wurde.

Unauslöschlich stehen mir heute noch jene aufregenden Januartage 1945 vor der Seele. Das „Wintergewitter“, das schon längere Zeit im Osten wie eine schwarze, regungslose Wand in fast beängstigender Stille gestanden hatte, brach nun mit Sturmesgewalt los. Schwere Wolken überzogen den schlesischen Himmel und wälzten sich immer bedrohlicher gegen unsere übervölkerte Hauptstadt. Der ganze Traum des Reichsluftschutzkellers ging auch für den Sorglosesten zu Ende. Wohl hatten wir je und dann kurze Alarme gehabt, noch am heiligen Abend 1944 waren wir in die Keller gejagt worden, als Luftschutzwart unseres öffentlichen Schutzkellers im Pfarrhaus weiß ich von den vielen Schulungen und Übungen mit der Belegschaft zu erzählen; nun sollte alles vergeblich sein! Schon 1941 war einmal gegen Mittag ein kurzer Bombenabwurf gewesen, es gab einige Tote und Häuserschaden in der Neudorfstraße; dann aber blieb es ruhig. Erst am 7. Oktober 1944 gab es einen neuen schweren Abendangriff, der zuerst erschreckend wirkte, aber es folgten keine weiteren. Jetzt dagegen, Januar 1945, nahte das Verhängnis, es brachen wie in Ostpreußen die Dämme, sie waren zu schwach, den Fluten zu wehren. Nun sollte sich erfüllen, was jene Diakonisse schon 1939 in einem schrecklichen Traumgesicht vorausgesehen hatte, — was lange vorher Heinrich Laube in seinen Reisebriefen in einer bangen Ahnung aufgezeichnet hat. Im besonderen raunte über Breslaus Geschick eine alte Sage von einer kommenden Zerstö-

rung. In der Tiefe der schlesischen Volksseele wurzelten solche Ahnungen. Der Breslauer Kirchenhistoriker Franklin Arnold hat in einer besonderen Schau, die ihm manchmal kam, etwa um 1894 in einem Kolleg geäußert: „Ich sehe die Zeit kommen, da auch deutsche Städte und unser Breslau zerstört sein werden und vielleicht wird sogar der chinesische Kuli auf Schlesiens Fluren arbeiten.“

In jenen Schreckenstagen bekam unsere Stadt ein völlig anderes Gesicht: Endlose Trecks flüchtender Bewohner, oft begleitet von Viehherden, zogen und rollten vom rechten Oderufer her Tag und Nacht durch die Straßen nach Süden und Westen. Bald griff die Angst auf die Bevölkerung der Hauptstadt über: Die Flucht begann, die Straßen verödeten, die Häuser wurden leer, ein unheimliches Gefühl, wenn man die totenstillen Treppentritte betrat und keine menschliche Stimme mehr vernahm. Man freute sich förmlich, wenn aus den Villen des Südens hier und da ein Rauch aus der Esse emporstieg zum Zeichen: hier sind noch Menschen! Die Stadt wurde zur Festung erklärt, die Lautsprecher Säulen dröhnten und verlangten drohend von der Zivilbevölkerung, trotz eisiger Kälte und Schneetreibens ins Ungewisse zu fliehen und zu wandern. Wie viele kleine Kinder sind hierbei schon elend ums Leben gekommen! Zerstörungen begannen, um Material für Barrikaden und Straßensperren zu bekommen — ein ganz vergebliches Unterfangen. Schon wurden die Bewohner der Vororte Bischofswalde, Zimpel u. a., überhaupt ein großer Teil vom rechten Oderufer in andere Stadtteile umgesiedelt. Der Gottesdienst am 21. Januar wird bei uns allen, die wir auf einer Kanzel standen, unvergeßlich sein. Wir konnten nur im Hinblick zu den Bergen, von welchen uns Hilfe kommt, die Gemeinde trösten und aufrichten. Die Behörden hatten die Stadt verlassen müssen, unter ihnen auch das evangelische Konsistorium, gewiß nicht leichten Herzens. Der Stadtdekan, der ein paar Tage zuvor noch zu einer Sitzung abgerufen hatte, war inzwischen zu einem Hilfsdienst in der Provinz abgerufen und dort eingesetzt worden. Wir hatten schon öfter von Breslau aus solche Aushilfen für verwaiste Pfarrämter im Lande übernehmen müssen. Bald hernach hatte auch sein damaliger Stellvertreter die Stadt verlassen. Wie es hieß, wollte die Gestapo überhaupt alle Geistlichen aus der Festung entfernt haben, angeblich zu unserem Schutz(!), aber eher wohl, weil wir als unbequem und überflüssig empfunden wurden. Freilich stand der erste Festungskommandant Krause uns freundlich gegenüber, er wurde aber bald ebenso wie sein Nachfolger von Ahlfen abgelöst, wahrscheinlich durch Konflikte mit dem Gauleiter. Erreicht wurde jedenfalls, daß mit Rücksicht auf die Bevölkerung wenigstens ein geringer Prozentsatz der Geistlichen bleiben durfte. Wir waren zunächst auf uns selber angewiesen und traten im alten Pfarrhaus von St. Bernhardin, als dem günstigsten gelegenen Ort, zusammen. Da es damals neben anderen Bedenken für Propst Oertel und für mich schon im Blick auf unser Alter noch sehr ungewiß war, ob wir bleiben durften, d. h. ob wir auf Lebensmittelkarten rechnen konnten, schlugen wir

Lic. Dr. Konrad an der Elisabethkirche als vorläufigen Vertreter des Stadtdokans und Pfarrer Hornig an der Barbarakirche als Verhandlungsbeauftragte vor. Beide sollten mit den maßgebenden Stellen in Fühlung stehen. Damit war eine Art Leitung geschaffen, aus der später die neue Kirchenleitung entstand. Am Sonntag, den 28. Januar, war in der überfüllten Barbarakirche gegen Abend ein Bittgottesdienst, an der Abendmahlsfeier nahmen wohl alle Gemeindemitglieder teil. Es war das letztemal, daß ich das liebe, vertraute Gotteshaus, meine und meiner Frau Konfirmationskirche, sah. Das nächstemal war es ein Trümmerhaufen.

Die anbrechende Woche entschied endgültig, wer von uns bleiben oder fortgehen mußte, ein numerus clausus wurde festgesetzt. Die katholische Kirche konnte eine größere Zahl behalten. Beinahe hätte ich doch noch als der Älteste Platz machen müssen, aber es fiel noch einer aus, so wurde die Zahl im wesentlichen innegehalten. Mein lieber Amtsbruder und Freund Lic. Müller von Johannes ging mit seiner Frau schweren Herzens fort. Wir blickten ihm mit tiefer Bewegung nach. Wir mußten uns alle in eine ganz neue Situation finden und einleben. Am 12. Februar war der Ring um die Stadt fest geschlossen, nachdem am 7. Februar ein letzter Lazarettzug Alte und Kranke herausgebracht hatte. Die eigentliche Belagerung und Beschießung begann. In schnell einberufenen Sitzungen besprachen wir das Notwendigste, zuerst noch im Pfarrhaus der Hofkirche; dann wurde diese ganze Seite der Karlstraße niedergelegt. Später kamen wir meist in St. Bernhardin zusammen. Prof. Dr. Preisker, Wehrmachtsdekan i. V. und zugleich Verbindungsmann mit der Kommandantur, sammelte uns zur Dienstanweisung und verteilte unter uns die Lazarettbunker. Ich darf wohl ohne Übertreibung sagen, daß ein jeder sich bemühte, sein Amt in jenen Tagen so zu führen, daß es nicht verlästert wurde. Im Gegenteil konnten wir immer mehr spüren, wie dankbar es hingenommen wurde, daß die Kirche den Dienst tat und nicht versagte.

Die äußeren Schicksale waren sehr verschieden. Da der Russe im Süden angriff, bekamen die Gemeinden von St. Johannes und Salvator zu allererst die Kämpfe zu spüren.

Wir mußten Pfarrhaus und Kirche verlassen, als am 19. Februar der Kampf schon in den Alleen tobte und eine schwere Granate den kleinen Garten aufwühlte. Dazu drängte das eingelagerte Militär auf unsern Weggang. Auch in den Wochen vorher hatten wir in der Gefahrenzone gelebt, konnten nachts nicht aus den Kleidern, lagen auf Matratzen im leeren Erdgeschoß. Wasserholen an den schnell geöffneten Brunnen war gefährlich. Verwundete und Sterbende wurden in unsern Keller geschafft. Aber es war ein schwerer Abschied, als wir mit geringem Fluchtgepäck unter dem von Leuchtkugeln erhellten Nachthimmel stadteinwärts zogen, zunächst zu unsern Diakonissen. Vorher war ich noch einmal ganz allein in der stillen Kirche gewesen. Da

Hausmeister und Küster schon fort waren, hatte ich zu bergen versucht, was von Werten der Kirche da war, es hat nicht viel genutzt.

Die innerstädtischen Gemeinden und Kirchen blieben fürs erste noch geschont, man konnte dort in den Pfarrhauskellern Schutz haben. Meinen lieben Amtsbruder G. Leder, der als Pfarrer von Herzogshufen in unserem Pfarrhaus eine Wohnung gehabt hatte und mir in den schweren Zeiten ein treuer Kamerad war, und mich verschlug das Schicksal nach mehrfachem Kellerwechsel, zuletzt vom Pfarrhauskeller Salvator bis in die Nähe der Paßbrücke in einen Keller, den wir mit ganz Fremden zu teilen hatten. Man war aus der Heimatgemeinde herausgerissen und lebte in fremder Umgebung. Von da aus versahen wir unsern Dienst: Bruder Leder übernahm die verwaiste Paulusgemeinde mit dem großen Bunker am Striegauer Platz, ich selbst die ebenfalls verwaiste Gemeinde von Elftausend Jungfrauen mit dem Elbingbunker. So hatten wir immer lange und gefährvolle Wege zurückzulegen, so oft starker Beschuß war oder Flieger kamen.

In unserer Nähe erlebten wir das Abbrennen und Niederreißen ganzer Straßenzüge, um dem neuen Rollfeld Platz zu machen. Die Lutherkirche wurde unter donnerndem Getöse gesprengt, der Boden zitterte bis hin zu unserem Unterstand, kaum 50 Jahre ist sie alt geworden. Mit ihr sanken Pfarr- und Gemeindehaus dahin, auch die neue kleine Canisiuskirche wurde ein Opfer der Zerstörung. Was hat dieses Rollfeld aber auch für Opfer an Menschenleben gekostet! Rücksichtslos wurde der Arbeitsdienst eingesetzt; ältere Männer, darunter vielfach Reste der jüdischen Bevölkerung, Frauen und fast Kinder mußten unter geringem Schutz schwerste Arbeit verrichten. Russische Flieger, kaum abgewehrt, brachten Tod und Verderben, Tiefflieger schossen Maschinengewehrgarben. Ich will nicht verhehlen, daß ich bisweilen mit Bange über das riesige Trümmerfeld lief, man befahl sich dem Schutz Gottes. In den Lazarettbunkern, zumeist Notbehelfe mit allen Unzulänglichkeiten, war man ziemlich gesichert. Es war ein schwerer, aber auch schöner Dienst, der dankbar empfunden wurde. Bei der Lazarettleitung fanden wir immer nur Entgegenkommen. Die leichter Verwundeten waren noch hoffnungsvoll, sie klagten nur über unzureichende Bewaffnung. Mit den Sterbenden konnten wir ein letztes Vaterunser und den Segen beten, wir nahmen alle unvergeßliche Eindrücke aus diesen Stunden mit. Der Rückweg war nicht leicht, unter Umständen mußte man andere Wege suchen, weil der alte verschüttet war, auch wußte man nie, ob man seine Lieben noch antraf.

Ganz besonders stehen uns die Ostertage 1945 mit all ihren Schrecknissen unvergeßlich vor Augen. Die riesigen Lautsprecher der Russen, die jeden Abend zum Überlaufen und zur Übergabe aufforderten und deutsche Lieder spielten, hatten das kommende Unheil angekündigt. Unsere Gottesdienste waren immer mehr Katakombenfeiern geworden, unten suchte man Schutz

und Stille vor dem Getöse der Geschütze und den furchtbaren Einschlägen. So hielten wir alle in schwersten Stunden das Fest der Auferstehung. Im dunklen Keller wurde ein Licht gehalten, um die Osterbotschaft zu lesen. Draußen war die Hölle los, draußen Tod und Verderben, und hier im Keller sang und betete die kleine Ostergemeinde: Jesus lebt, nun ist der Tod mir der Eingang in das Leben. An einer lieben Teilnehmerin dieses Gottesdienstes hat sich eine Stunde später dieser Ostersang erfüllt. Mit vier Hausbewohnern fand sie den Tod. Paul Niebisch hat die Osterfeier, die ich hielt, im Gottesfreund, April 1952 geschildert. Meine Frau und ich wurden wie durch ein Wunder auf dem Rückweg bewahrt, als hinter uns die Sternstraße in Rauch und Flammen stand. Die Bomben fielen dicht, in irgend einem Keller suchten wir Schutz, bei einem furchtbaren Einschlag neben uns erlosch die Kerze, wir dachten betend an unser Ende. In der Schreckensnacht, da die Altstadt zum großen Teil brannte, sahen wir die lodernden Fackeln brennender Häuser, die Domtürme brannten hoch zum Himmel. Wir standen im Feuersturm Wache vor unserem Keller, ein Funkenregen überschüttete uns:

„Es stürzen Türme und Gewände, zertrümmert von Dämonenhand
und durch die Straßen rasen Brände, die keine Menschenhand mehr bannt.
Was stehst Du im Gericht mit Zittern,
was siehst Du angstvoll und verstört
rings die Vernichtung um Dich splittern
erbarmungslos und unerhört?!

(R. Syberburg)

Geängstet flohen Bewohner brennender Straßen mit armseliger Habe nach Zimpel und Bischofswalde. Das geschah Anfang April. Immer größer wurde die Bedrängnis. Wohl wurden reichlich Lebensmittel und Bekleidungsstücke ausgeteilt, um die Stimmung zu heben. Erschreckend aber war auch vielfach das Sinken der Moral: „Nach uns die Sintflut!“ hieß es bei denen, die in schäumender Lebenslust in den Kellern Orgien feierten. Aus den oberen Stockwerken mußten wegen Brandgefahr Möbel herausgeworfen werden, man wollte dabei durch solche Arbeit ablenken. Alle waren dienstverpflichtet. Aber auch viel stilles Heldentum, klagloses Tragen, gläubiges Aufschauen zu dem, in dessen Hand unser Leben lag, kam zu Tage. Wir wurden um kurze Gebetsandachten direkt gebeten.

Es war ein selten schöner Frühling, den wir 1945 erlebten. Ein erschütternder Gegensatz zu dem Grauen der immer mehr wachsenden Zerstörung. Das Trauerspiel um Breslau neigte sich dem Ende zu, auf Entsatz war nicht zu hoffen, mehrfach waren wir enttäuscht worden. Wir selber hatten in einer furchtbaren Nacht den Zusammenbruch unserer Kellerwand erlebt und waren nur durch ein Wunder dem Tod entgangen. An vielen Gräbern haben wir unseren Dienst getan, auch unsere Diakone mit ihrem Senior, dem treuen Hosse, allermeist in den frühen, fast dunklen Morgenstunden, ehe das Schie-

ßen wieder begann. Die großen Friedhöfe waren unerreichbar, hin und her lagen in der Stadt Einzelgräber; aber auch Plätze wie der Bänderplatz und andere füllten sich Tag um Tag mit Gräbern. Hier betteten wir auch unsere unvergeßlich treue Diakonisse Agnes Vogt von St. Johannes zur letzten Ruhe, ein zusammenstürzender Träger hatte sie in der Nacht erschlagen, die Schwester neben ihr blieb unverletzt. Der alte Kirchhof um die Elftausend Jungfrauenkirche mußte wieder belegt werden. Das Grab der schlesischen Dichterin Agnes Franz (gest. 1843) mahnte uns an ihr Lied, das in der Schreckenszeit besonders zu unseren Herzen sprach: „Wie könnt ich ruhig schlafen in dunkler Nacht, wenn ich o Gott und Vater nicht Dein gedacht . . .“ Wir sahen die Massengräber zerbombter Häuser, wo nur ein Kreuz die Zahl der Opfer meldete, so bei St. Bernhardin, wo kurz vor Beginn eines Gottesdienstes im Gemeindehaus die schon Versammelten alle verschüttet wurden. Der Küster und Propst Oertel standen gerade noch draußen, Oertel wurde leicht verwundet. Erst später traf ihn in Zimpel ein Granatsplitter, Ende Mai starb er nach qualvollem Leiden.

Die Stimmung wurde allmählich mutloser, mochte auch die Schlesische Tageszeitung, als einziges Festungsblatt, immer wieder Versicherungen von einem Endsieg mit Wunderwaffen bringen, man glaubte es nicht. Russische Flieger warfen Zettel ab und forderten schließlich drohend die Übergabe. Der Kampf hat den Russen viel Blut gekostet, ihr Soldatenfriedhof nahe beim Funkhaus und viele Gräber im Süden bezeugten es nachher. Es waren auch bedeutende Kräfte, ganze Divisionen in Schlesien und um Breslau gebunden worden und hatten weiteres Vordringen verzögert.

Unsere Zusammenkünfte im tiefsten zweiten Keller des alten Elisabeth-Gymnasiums oder auch in der Gräbergruft von Maria-Magdalena, wo Pfarrer Fränkel von Trinitatis nach Verlust seiner Kirche seine Unterkunft hatte und die Gemeinde versah, standen mehr und mehr unter dem Eindruck des unvermeidlichen Zusammenbruchs. Schon hörte man von Meuterei und von gesprengten Ortsgruppen. Da war es eine Erlösung als im Einvernehmen mit der katholischen Kirche der entscheidende Schritt gewagt wurde: Pfarrer Hornig als Offizier aus dem Ersten Weltkrieg und Konrad als Stadtdekan wurden mit Weihbischof Ferche und Domherrn Kramer bei General Niehoff vorstellig. Pfarrer Hornig fand als Sprecher mutvolle und ernste Worte, dem General die Verantwortung aufs Gewissen zu legen und erreichte einen so tiefen Eindruck, daß er am Nachmittag noch einmal vor allen Kommandeuren seine Darlegungen gab. Der abenteuerliche Plan eines Durchbruchs wurde aufgegeben, er hätte nur restlose Vernichtung bedeutet. Das geschah am 4. Mai. Am 6. Mai wurde die Stadt übergeben.

II

Es begann ein neuer Abschnitt, eine neue Tragödie: Einzug der Russen, denen die Polen als Zivilverwaltung auf dem Fuße folgten. Daß die durch

die langen Kämpfe erbittert gewordene Soldateska Asiens rücksichtslos plündernd, raubend und vergewaltigend an der unglücklichen Bevölkerung Rache übte, ist bekannt genug. Wieder waren es neue Schrecken und Nöte, die über uns hereinbrachen, Hilferufe und Schreie tönend schauerlich durch die Nächte. Hier waren wir doppelt zum Trösten und Helfen gerufen. Die Schwergelübten verlangten nach der Kraft des Evangeliums. Erwähnen darf ich an dieser Stelle, daß auch wir beide, Pfarrer Leder und ich, am Sonntag, den 13. Mai, in aller Frühe schwer geplündert wurden; mit genauer Not rettete meine Frau mein Leben. Gott sei Dank kam es zu keiner Vergewaltigung. Im Anschluß daran hielt jeder von uns seinen Gottesdienst. Wir suchten dann Unterkunft im Erlöser-Pfarrhaus. Am Nachmittag versammelte uns der polnische Staats- und Kirchenkommissar, Prof. Viktor Niemczyk aus Warschau, in der Sakristei von St Elisabeth. Er wurde eine Art Vorgesetzter, der uns Weisung gab. Auch die Katholische Kirche bekam ihren Kommissar. Bald hernach wurden Pfarrer Hornig und Stadtdekan Konrad, beide im Ornat, beim russischen Kommandanten und beim polnischen Stadtpräsidenten vorgestellt, sie erhielten Zusicherungen ungehinderter Religionsausübung.

Aber die Rache der Sieger bekamen wir Breslauer zu spüren. Ihre Rechtfertigung war der oft gehörte polnische Ruf: „Denkt an Warschau“. Durch die Trümmerstraßen wagten wir uns hinaus und standen vor den Zerstörungen, deren Ausmaß erschreckend war: „Wie liegt so wüst die Stadt, die voll Volkes war“ (Klag. Lieder Jer.). Unsere schönen Gotteshäuser beider Konfessionen zum größten ausgebrannt, viel herrliche Kunst aus Väter Zeit für immer dahin. Wie war doch gerade Breslau, die Schwesterstadt vom goldenen Prag, so türmereich gewesen; wie hatte eine Ricarda Huch ihre Schönheit gepriesen! Der Süden und der Westen zumal waren Ruinenfelder geworden, hier hatten Häuserkämpfe getobt. Gewiß war auch vieles der Verteidigung zum Opfer gefallen: Wir nennen die Pauluskirche, die Erlöserkirche, die schon genannte Lutherkirche und die Königin-Luise-Gedächtniskirche. Vergeblich hatte einer meiner früheren Konfirmanden, damals Offizier, letztere zu retten versucht. Bei den Restkirchen gab es viel Arbeit mit Aufräumen und in Ordnungbringen. In der Johanniskirche mußten Knochenreste entfernt, Sakristei und Taufkapelle zu einem gottesdienstlichen Raum hergerichtet werden. Die Kirche selbst war nicht brauchbar: in das große Altar-Kruzifix war geschossen worden, auch hatten die Russen die Marmorplatten des Altarraumes herausgebrochen. Es war eine furchtbare Verwüstung. In der Elftausend-Jungfrauenkirche hatte man Magazin-Vorräte gelagert, auch hier viel Staub und Unordnung und um die Kirche so tiefe Löcher, daß man in einem derselben ein unbrauchbar gewordenes großes Automobil versenkte. Es war ein schönes Zeichen der Anhänglichkeit der Breslauer an ihre Gotteshäuser, daß mit vereinten Kräften, besonders mit denen vieler Frauen, auch hier alles wieder hergerichtet wurde. Zum Glück wurde unsere kleine Zahl durch eine Reihe von Geistlichen und Hilfskräften, die teils zurückkehrten, teils der Gefangen-

schaft entronnen waren, verstärkt. Auch der 81jährige Pfarrer Schulze, früher in Königszelt, kehrte mit seiner Frau, aber in einem jammervollen Zustand, zurück. Er war in seiner Wohnung im Süden von den Russen überrollt worden und hatte Schwerstes erlebt. — Der gottesdienstliche und seelsorgerliche Dienst konnte besser geordnet werden, Lektoren wurden ausgebildet und Konfirmandenstunden gehalten. Jetzt lief alles wieder trotz aller Erschwernisse an. Kindergärten wurden eingerichtet, es konnte auch etwas Unterricht erteilt werden, freilich nur als Religionsstunden. Alles andere war von den Polen verboten.

Die Kirchenleitung konstituierte sich wie eine Art Konsistorium mit geistlicher und weltlicher Verwaltung; man suchte und gewann Fühlung mit der Provinz und über diese hinaus mit den weltlichen Kirchen; ein Briefverkehr, der gefahrvoll genug war, wurde durch Botendienst eingerichtet. In den regelmäßigen Konventen trat die theologische Arbeit neben der Predigtvorbereitung stark hervor. Ich entnehme meinem Bericht, den ich auf der Synode 1946 als Stadtdekan i. V. zu halten hatte, daß wir z. B. folgende Themen behandelt haben: Staat und Kirche — die Bedeutung des Amtes in der Kirche — die natürliche Theologie (*analogia entis*). Die Liebestätigkeit fand ein sehr weites Feld, denn die Not unter den Kranken und Alten wurde immer größer. Deutsches Geld war so gut wie wertlos. Konsistorialrat Büchsel hatte mit einem Beauftragten die Leitung des Hilfswerks. Auch Frauenhilfe lebte wieder auf: Frau Pfarrer Eitner, die ehemalige Vorsitzende, und viele andere hilfsbereite Frauen hatten Gelegenheit, selbst im Gefangenenlager von Hundsfeld und in Brockau zu helfen.

Überraschend schnell nahm Breslau fast den Charakter einer ostgalizischen Stadt an: Panjewagen kamen, Zigeunertrupps lagerten auf Stroh im Freien, täglich rollten mit der Trebnitzer Kleinbahn und am Odertorbahnhof Züge ein und ergossen einen Strom polnischer Bevölkerung. Straßennamen wurden polonisiert, die deutschen Schilder verschwanden, Denkmäler wurden gestürzt, das klassische Tauentziendenkmal mußte dem Findlingsblock vom Bänderplatz weichen; statt des verdienstvollen ehemaligen Oberbürgermeisters Namen wurden polnische Gedenktage eingemeißelt, der alte Kaiser Wilhelm I lag mit seinem Pferd am Boden. Kaufläden aller Art füllten sich mit Lebensmitteln, fliegende Märkte entstanden. Das riesige Rollfeld — es dehnte sich von der Kaiserbrücke bis nach Scheitnig — wohl nur ein einziges Mal vom Gauleiter Hanke benutzt, — wurde schwarzer Markt. Für uns Deutsche war alles schwer zu erreichen. Man begann oft vor den Haustüren von seinem bißchen Hab und Gut zu verkaufen und suchte in den verlassenem Häusern nach irgendwelchen Werten. Allein die Not band auch um so fester zusammen, man erkannte sich als Schicksalsgenosse, ohne Unterschied der Konfession. Die schlesische Toleranz hatte sich schon in der Belagerung bewährt und offenbarte sich von neuem. In den wenigen benutzbaren Kirchen wurden Körbe aufgestellt, immer fanden wir sie gefüllt. Es war rührend, wenn uns

auf der Straße heimlich ein paar Eier zugesteckt wurden, oder auf dem Harmonium ein Brot lag, oder in einem Bäckerladen die deutsche Verkäuferin schnell etwas zusteckte. Noch gab es viel unruhige Nächte, oft brannte es irgendwo. Munitionsvorräte explodierten und richteten neue Schäden an. Die ehrwürdige Maria-Magdalenen-Kirche wurde im Mai angezündet und brannte aus, die Hochbrücke zwischen den Türmen brach zusammen, der Südturm wurde fast zerschmettert, riesige Bruchstücke sperren den Weg. Die polnische Miliz war bald gefürchteter als die Russen, jede Nacht bangte man vor Plünderung und Verhaftung. Pfarrer Eitner (Salvator, damals Erlöser) mußte mehrfach bei Hinrichtungen Dienst tun. Da er der polnischen Sprache etwas mächtig war, hatte er Fühlung mit polnischen Behörden und war eine Art Verbindungsmann. St. Elisabeth wurde als Hauptkirche, verhältnismäßig wenig beschädigt, für unsere Restgemeinden der Mittelpunkt. Meinem Dekanatsbericht entnehme ich wieder, daß am 10. Juni 1945 darin ein 1. großer Gottesdienst für alle Gemeinden gehalten wurde, denen in gewissen Abständen andere folgten. Als die Gemeinden 1946 immer mehr zusammenschumpften, genügte dann die Hofkirche, zumal St. Elisabeth Anfang Juli 1946 den Polen übergeben werden mußte. Am 30. Juni hielt Dr. Konrad die letzte Predigt. Schon vorher, am Karfreitag, war Elftausend Jungfrauen von der polnischen Militärverwaltung beschlagnahmt worden. Am 2. Osterfeiertag hielt ich dort die letzte Predigt; am gleichen Nachmittag gab eine letzte Feierstunde: die Apokalyptische Messe, von Dr. Konrad verfaßt, einen erschütternden Ausklang. Die Polen gebärdeten sich immer mehr als Herren der Stadt. Miliz drang mehrfach am Sonntag zu Beginn des Gottesdienstes in die Kirchen, öfters auch Bewaffnete bis zu uns in die Sakristei. Man schleppte beim Verlassen der Kirche Männer und Frauen zum Arbeitsdienst fort. Die Beschlagnahme der verschiedenen kirchlichen Grundstücke, Pfarr- und Gemeindegäuser ging am laufenden Band. Wir waren froh, daß sich immer noch ein anderer Behelfsraum fand, freilich oft kümmerlich genug. Die große Typhus-Epidemie — kein Wunder bei mangelnder Hygiene und bei dem Millionenheer von Fliegen — forderte schon 1945 unter der geschwächten Bevölkerung zahllose Opfer. Lastwagen und Karren rollten mit ihrer schaurigen Last durch die Straßen. Viele Leichen wurden mit Pappe zugedeckt, in selbstgezimmerter Särge gelegt, nach Oßwitz, Polanowitz, Neu Maria Magdalena gebracht und in Massengräber gebettet. In den Kapellen hielt man die Trauerfeier, wenn es ging, auch für die einzelnen Leidtragenden. Oft war man dabei Plünderungen ausgesetzt, wir suchten uns durch enges Zusammenhalten zu schützen. Je mehr die Zeit vorrückte, desto mehr spürten wir, daß unser Bleiben in der Stadt seine Grenzen haben würde. Hatten die ersten Anschläge noch von einer Art Zusammenarbeit mit den Deutschen gesprochen, so wurde der Ton bald schärfer; es hieß für uns von der Seite der Polen nur noch ‚Repatriierung‘, d. h. die Heimat sollte zur Fremde gemacht werden. Die ersten Transporte, namentlich die der privilegierten Gruppen, waren verhältnismäßig günstig herausgekommen. Aber Anfang 1946 begann mit der Zwangsevakuierung.

eine scharfe Kontrolle. Was haben wir für schwere Stunden in den Schulen der Feld- und Clausewitzstraße, in Sammelstellen der Ausgewiesenen, erleben müssen: viel Herzeleid neben hoffnungsvoller Sorglosigkeit der Jugend, nach allem Erlebten sehr verständlich! Keiner von uns wird diese ergreifenden Szenen vergessen: man ging durch die Reihen und rief zu einer kurzen Andacht zusammen. Wie lauschten sie alle mit tränenvollen Augen den Worten der Schrift. Wie klangen die schlichten Choräle, vor allem das „Befehl Du Deine Wege“, neben den geistlichen Volksliedern; insbesondere wurden „So nimm denn meine Hände“ und „Harre meine Seele“ mit Inbrunst gesungen. Das war in den Morgenstunden. Gegen Abend kam der letzte Abschied auf dem Freiburger Bahnhof. Da stand die endlose Zugreihe der Güter- und Viehwagen. Man ging von Waggon zu Waggon mit einem letzten Segenswort. Vertriebenenschicksal: „Ich kann den Blick nicht von Euch wenden.“ Später durfte nur noch einer von uns zugelassen werden. Auch eine unnötige Härte! Möchte aber aus diesem „Wandervolk ein Gottesvolk“ werden! (Stefan Zweig in Jer.)

Im Juni 1945 hatte ich meine Johanniskirche wieder übernommen, während Pfarrer Leder in Elftausend Jungfrauen amtierte, ich half ihm. Wieder gab es weite Wege; die Straßenbahn lief erst allmählich an. Aber mit Gottes Hilfe konnte man der immer kleiner werdenden Restgemeinde etwas sein. Unvergesslich blieb uns die Christnacht 1945 und die Totenfeier in Krietern. Unser Abschied kam November 1946. Er war sehr schwer. Neben äußeren Bedrängnissen, nochmaliger Plünderung bei der Kontrolle, war er für uns vor allem eine seelische Belastung. Mehr will ich nicht sagen. Eine letzte Abendmahlsfeier hielt ich noch im Vorort Klettendorf, in dem ich einst junger Vikar gewesen war. Die dortige Kirche war unzerstört und der polnisch katholische Geistliche sehr verständig. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß man hier und da auch bei den Polen christliche Einsicht fand. An Sammlungen für unsere Alten-, Kranken- und Kinderheime haben sich auch Polen beteiligt, ein erfreuliches Dokument der Menschlichkeit. Mit Prof. Niemczyk speziell habe ich keine Reibung gehabt. Ich mußte ihm freilich unser schönes, kirchliches Archiv, mit Liebe und Sorgfalt von Oberkonsistorialrat Schwarz aufgebaut, übergeben. Die Bibliothek unseres verehrten D. Dr. Schian interessierte besonders, sie ging nach Warschau. Der Besuch des damaligen polnischen evang. Bischofs Prof. Jan Szeruda verlief ohne wesentliche Reibung, wenn wir auch an unserem Standpunkt einer Selbständigkeit der deutsch-evang. Kirche in Schlesien noch festhielten. So konnte wenige Wochen später eine Synode gehalten werden. Aus der Provinz waren die Vertreter vollzählig gekommen. Präses Kellner leitete die Verhandlungen, polnische Vertreter wohnten je und je der Tagung bei. Man hat diese Synode einen Schwanengesang genannt. Es sollte die letzte in Breslau sein. Ende November, kurz nach meinem Weggang, wurde auch die Kirchenleitung fast restlos evakuiert und siedelte nach Görlitz über; nur wenige Mitglieder blieben zurück, auch Ingenieur Milde, der

mir persönlich in der Festungszeit und danach manch guten Dienst getan hat. Aus dem Kreis unserer Festungspfarrrer blieb nur noch Meyer-Friedrich, der letzte Propst von Bernhardin, der bei Beginn der Belagerung direkt vom Militär zu uns gekommen war. Pfarrer Bartels, Salvator, der die Restgemeinde von Luther übernommen hatte, hatte uns schon eher verlassen müssen, ebenso Kon.-Rat Büchsel, Bethanien, Pfarrer Dr. Berger und Fränkel. Dagegen blieb noch Pfarrer Leder, der zunächst an meiner Statt die Dekanatsgeschäfte führte. April 1947 wurde er nach einer Generalkirchenvisitation im Kirchspiel Breslau feierlich als Stadtdekan eingeführt, aber schon Anfang August des gleichen Jahres mit den anderen evakuiert. So gut es ging, wurde das kirchliche Leben, sogar die Kirchenmusik, weitergeführt.

Ich weiß am besten, wie lückenhaft und ergänzungsbedürftig solch ein Bericht ist. Jeder von uns wird ein besonderes Bild geben können. Aber wir alle, die wir diese Festungszeit durchlebten, haben etwas von der Macht Gottes in solchen Schicksalsstunden erfahren. Sie waren etwas Einmaliges, ein Ruf Gottes an unsere Seele:

„So spricht der Herr: Siehe, was ich gebaut habe, das breche ich ab und was ich gepflanzt habe, das rotte ich aus, nämlich dies mein ganzes Land. Und Du begehrt Dir große Dinge? Begehre es nicht, denn siehe, ich will Unglück kommen lassen über alles Fleisch, spricht der Herr; aber deine Seele will ich Dir zur Beute geben, an welchen Ort Du ziehst“ (Jer. 45).

Werner Reinhardt

Anmerkung 1

Über die Tragödie und das Schicksal der Stadt Breslau liegen eine Reihe von Augenzeugenberichten vor. Kleine Einzelskizzen im „Schlesier“, in der „Schlesischen Rundschau“ und ein Artikel in der „Weltbühne“ 1947: „Das Verbrechen Festung Breslau“ seien zunächst genannt. Das Buch von Maria Langer „Die letzte Bastion“, 4. Auflage 1949 beruht wohl auf eigenstem Erleben, vielleicht auch das Buch von F. O. Jerrig: „Aus Breslau wurde ‚Wroclaw‘“ — letzteres nicht unbedenklich in seiner Haltung. Sehr wertvoll ist das Heft von Fr. Grieger: „Wie Breslau fiel“, auch Griegers Tagebuchblätter im Merianheft: Breslau. In dem großen Werk: „Die Tragödie Schlesiens“, bearbeitet von Konsistorialrat A. Kaps, meinem katholischen Bunkerkollegen im Breslauer Lazarettendienst, ist neben anderen der klare Bericht des militärischen Mitarbeiters besonders ausgezeichnet, aus dem ersichtlich wird, wie die hoffnungslose Lage um Breslau entstehen mußte, und wie sich das Schicksal vollendete. Vor allem aber sei das Buch von Dr. Hugo Hartung: „Der Himmel

war unten“ genannt. In Romanform geschrieben erscheint in ihm alles, was Hartung, einst Dramaturg der Breslauer Bühnen, als Soldat und Luftwaffenhelfer erlebt und geschaut hat. Erst kürzlich bestätigte mir hier in der Göttinger Universitätsklinik ein ehemaliger Breslauer Mitkämpfer, wie sehr er von der Wahrheit dieses Werkes gepackt worden sei; ganz so habe er es auch erlebt. Kein Geringerer als Albert Schweitzer hat vom fernen Lambarene aus den tiefen Eindruck des Buches auf ihn bezeugt.

1944 — Das Jahr der großen Not!

Dunkle Wolken standen am Himmel unseres Vaterlandes. Die Blitze, die bald darauf herniederkamen, trafen uns sehr, sehr hart. — Am 18. Januar abends läutete mich mein Bruder an, daß auf unseren dringenden Rat hin unsere liebe Mutter die Heimat verlassen habe und zu meiner Schwester nach Bunzlau gefahren sei. Beide Frauen sind einen Monat später in den Kriegswirren verschollen, wir haben nicht die geringste Spur mehr von ihnen auffinden können. — Am 20. Januar schon kam der allgemeine Räumungsbefehl für Breslau. — Am nächsten Tage zogen die ersten Flüchtlingstrecks vom rechten Oderufer her durch Stolz. — An diesem Sonntag durfte ich noch den Gottesdienst in unserer Kirche halten. Es war ein inniger Bittgottesdienst. Am Dienstag mußte ich zurück zu meiner Truppe.

Am nächsten Tage wurden die Schulen geschlossen. Einquartierung kam nach Stolz — es war die Frontruppe. Bis zum Kriegsende wechselten die Truppenteile mehrfach. Im Schloß war eine zeitlang der Hauptverbandsplatz untergebracht, der aber dann bis nach Reichenbach zurückverlegt wurde, da er in Stolz zu nahe an der Front war. Ja, so nahe war die Front herangekommen. Breslau war zur Festung erklärt worden, wurde bald von den Russen eingeschlossen und in wochenlangen, äußerst schweren Kämpfen fast völlig zerstört. Die einst so sehr schöne Stadt wurde zum Trümmerhaufen.

Von Osten her rückte die Front bis nahe an Münsterberg heran. Alle ost- und nordwärts von Stolz gelegenen Orte waren auf höheren Befehl hin von der Zivilbevölkerung geräumt worden. Auch an die Stolzer war mehrfach die Aufforderung zur Räumung ergangen, aber diese weigerten sich. Die kinderreichen Familien wurden zwangsweise nach dem Sudetenlande und später nach Bayern gebracht, wo sie heute noch sind.

Das Leben wurde immer unruhiger und angstvoller. Täglich hörte man den Lärm der nicht mehr fernen Front, fast täglich überflogen feindliche Flieger das Dorf. Schlossermeister Wodarsch starb den Heldentod durch Fliegerbomben, Lehrer Schirpke wurde durch Tiefflieger verwundet. Als eines Tages die neuerbaute Scheune von Frau Müller in Flammen aufging, meinten viele beim Ertönen des Feuerhornes, der Feind komme ins Dorf.